



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Windthorst, Margarete: Die Blume des Florentin Kley. IV.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Blumen des Florentin Kley

Novelle von Margarete Windthorst

IV.

„Sie fängt ihn noch, die Regine, der Boß,“ sagte Jette, wenn Regine zur Anprobe ihres weißen Tanzkleides dagewesen und nebenher um den Burfschen war. Und Wieschen antwortete mit blaffen, aber wie zu Eigenfinn verzogenen Lippen: „Man weiß noch lange nicht, ob sie ihn fängt.“

Wieschen trat mit ihren sonst zielsicheren und festen Schritten den alten ehrlichen Weg nicht wieder, den sie bis da gegangen war. In mancher Stunde suchte sie ihn, fand sich zurück bis zu seinem Rande und verlor sich neu. Seit sie das erste von sich gegeben hatte, gab sie etwas und mehr mit jedem Tage. Sie mußte reich gewesen sein, weil sie soviel zu vergeben hatte. Es war oft, daß sie den Florentin mit solchen Augen ansah, als frage sie ihn: Ist es noch nicht genug, was ich gebe? Und der Kley antwortete ihr im Mienenpiel und Wesen: Ich will mehr, ich will alles haben.

Es war draußen kühl gewesen und hatte geregnet ein paar sommerliche Tage hindurch, dann kam mit der Sonne das Warmwerden wieder. Ganz langsam kam es und stieg durch die Stunden und Tage, bis die Sonne ihre Strahlen wie Erntegarben in den Feldern aufstellte.

Wieschen trat einmal hinzu, als der Florentin bei seinen Blumenbeeten kniete und die verregnete Ordnung wieder herstellte. „Es war wohl not, daß es warm wurde,“ sagte sie, wie sie sah, daß er einer fauligen Nelke die Blüte abkniff.

Er sprang auf und trat an sie heran. „Siehst du nun, wie meine Blumen nur mit Wärme leben wollen? Wie alles hier draußen danach schreit? Und hast dich einmal gewundert, wie ich so ganz in meinem Garten hinlebe, daß mich selber auch nach Wärme verlangt!“

Wieschen hatte stille qualvolle Stunden. Sie hielt, wie sie schaffte und schwieg, stille Zwiegespräche mit sich selbst. Sie dachte an alle Liebe, wie sie gewesen war und sah auf den Keim, den sie jetzt trieb. Der Keim scheute aber das Licht, so trieb er als Wurzel in den Boden, durchwuchs ihre Seele und umklammerte sie. Ihre Liebe war wie ein leuchtendes Glas gewesen, welches

sie in Händen getragen hatte und wo die Vorsicht des Tragens Liebe bedeutete. Sie hatte im Garten des Kley Tau hineingesammelt und geglaubt, es werde der Florentin von seinen Blumen welche schneiden und sie ihr hineinstellen in das feine leuchtende Glas. Sie hatte aufgeschrien, weil ihr gewesen war, er wolle es ihr vollschütten mit einem heißen, brühenden Wasser, von dem es zerspringen mußte; jetzt trug sie dieses Glas mit beiden Händen es umschließend und ging in der Sonne, als wolle sie es wärmen und bereitmachen für das, was es empfangen sollte.

Sette, die mit dem schiefen Auge doppelt sah, hatte nebenhin ein scharfes Menschenkennen in ihren Blicken. Sie wußte, wenn sie das Wieschen so sah, es war ihr ein Kuckucksei in das Taubenest ihrer Gedanken gelegt. Sie umschlich das Mädchen wie ein Fuchs und quälte es mit kleinen Nadelstichen, die sie in kein Zeug so fein zu stechen wußte. . . Als einmal der Florentin den Weg am Fenster vor der Nähstube vorbeiging und durch den Schatten eines Obstbaumes ein einzelner rotgoldener Sonnenstrahl über seine Brust fiel, sagte sie: „Er lügt, wenn er sagt, es kümmere ihn die Regine nicht. Es kann keiner seinem Mund ansehen, ob er sie geküßt hat, aber ein rotes Haar hängt ihm am Zeuge, siehst du, wie es ihm anhängt?“ Sie stieß Wieschen mit dem Fuß an, weil sie nicht gleich hinsah, zeigte auf den Sonnenstrahl und kicherte. Wieschen duckte sich wie eine lebende Taube in ihrer Hand, und Sette rupfte ihr die Federn und fühlte ihr Bluten.

Sette ging, wie schlau und scharfsichtig sie auch war, fehl in dem Glauben, es sei Wieschen das Zermürfnis mit dem Burschen gekommen um das Dazwischentreten der Regine Sträter. Sie hatte den erlauschten Namen noch im Ohr, wie ihn Wieschen an jenem Abend des Zermürfnisses in ihrer Kammer genannt hatte, so erzählte sie draußen das Geschehene nach ihrem Wissen und trieb Klatsch. Sie wollte Wieschen, die ihr gefällig und freundlich war, mit diesem Klatsch nicht eigentlich am Kleide reißen; es lag Setten nur im Munde, einem, der vor ihr herging, unter den Schuh zu spucken aus Pläster, daß es unsauber aussah, wo er hergegangen war und sie den Leuten etwas zu zeigen hatte.

Wieschen hörte von dem Klatsch, auch der Kley. Der Kley hätte sich nur zu bücken brauchen um die Kletten, die man dem Wieschen an den Rock warf, abzusuchen, zu sagen: „Ihr macht sie gering, aber sie steht höher als ihr alle.“ Weil er das Hohe in Wieschen aber bei seiner Art nicht erkannte, und weil ihm überhaupt das Reden nicht lag, schwieg er. Auch Wieschen schwieg. Sie brauchte nur das Wasser zu nennen, mit welchem sie sich reinwaschen konnte, ohne von sich selbst gar viel und laut zu erzählen. Aber sie schöpfte von dem Wasser nur, soviel es zu einem Schluck gebrauchte, sich selbst daran zu erfrischen. „Hast dich rein gehalten als Mädchen, darum ist es so gekommen. Nicht um die Regine ist es. . .“ Sie koste mit diesen Erinnerungen und vergaß in kleinen glücklichen Augenblicken, daß sie von dem Wege abgekommen, den sie mit starken Schritten eingebogen war.

Der Florentin hatte um das Wieschen ein Spiel treiben wollen und war nun nahe daran, sich selber zu verspielen. Er ging, als sei ihm ein Brandfunke angefliegen, heiß und erregt, mit verwirrtem Sinn nicht wissend wohin sich retten, ob zu dem einen oder anderen Mädchen.

„Sie fängt ihn noch, die Regine, der Boß —“

„Und wenn sie ihn fängt,“ antwortete Wieschen auf Jettes kicherndes Wort, „weißt du auch, daß es just ist, als hätte sie einen Brand für uns in das Haus geworfen? Wir müssen alle räumen, du, die Mutter Johanne und ich. Sie wird das Haus nicht teilen wollen mit uns allen.“ Wieschen sprach mit ihrer leisen und etwas hohl klingenden Stimme, ihr Gesicht war verzogen, als hätte sie einen bitteren Trank niedergeschluckt. Sie sah, daß sie der Regine etwas angehangen hatte, nichts Unwahres, vielleicht aber gar noch Schlimmeres dadurch, daß sie sie wahr hingestellt hatte. Sie hielt das Gesagte nicht mehr auf. Es war das erste Häßliche, das sie je bewußt einem Menschen tat, es blieb das Einzige, sie wußte, als sie es sagte, sie vergebte damit den Gürtel von ihrem besten Kleid, aber sie hätte es nicht zurückgehalten im rechten Augenblick, weil sie glaubte, sie könne damit ein Stück Verlorenes von dem Geliebten wieder haben. Sie sah, wie dieser sich von ihr verlor. Sie zählte die Stunden wo sie wußte, daß er bei Regine war, jede pflückte ihr ein einzelnes saftgrünes Blatt vom jungen Hoffnungsbaum. Während sie das weiße Tanzkleid Regines nähte, war er bei ihr in der Molterschlucht.

Es war warm und wärmer geworden und wurde heiß in diesen Tagen. Der Florentin vergaß der Pflege seines Gartens und der Freude zu aller Arbeit, er kam spät in den Nächten heim, hatte getrunken und schlief in den nächsten Mittag, wann er zu verdrießlichem Wesen aufwachte. Die Blicke Wieschens, des blassen, einsamen Nähseelchens hingen ihm an, verfolgten ihn, sie waren wie Nähfäden, die, wenn man sie vom Kleide absucht, einem wieder anfliegen. Er kam nicht los von diesen Blicken. Das Mädchen verkümmerte um seinetwillen und war doch um ihn her mit solchen Schritten, daß er nur staunte, wie groß die Liebe dieses Mädchens war. Er mußte zurück an seine Mutter denken, die auch so um ihn gewesen war und nach ihrer Weise seinen Weg überwacht hatte, nur mit Liebe.

Der Florentin vergaß an manchem Abend der heißen Tage, die Blumen in seinem Garten zu wässern, weil ihn selbst etwas wie Durst in die Molterschlucht trieb. Da trug Wieschen das Wasser aus. Sie trug, der körperlichen Arbeit ungewohnt, dennoch mutig die schweren Kannen, und Jette mahnte sie: „Du schleppst dir noch die Schwindsucht an!“ Da lachte sie und war noch tapferer. Es war kein Beet im Garten, welches sie verdorren ließ. Ihre Arme strafften sich und wurden stärker, ihr Gesicht rötete sich, ihr Blut wurde heiß, ihre Liebe wuchs in der Sorge um den Geliebten und wurde begehrender in seiner Entfremdung.

So hartete sie einmal die Wege im Vorgarten, und der Staub zog wie Dampf von ihr weg zur Straße hin. Dann wartete sie an der Pforte, ob

der Bursche wiederkam. Der Abend war schwül mit unbewegter Luft, über den Bäumen dunkelte das Sommerlaub, und die Berge standen um das Dorf wie schwere schwarze Kuppeln, welche etwas Unheilvolles verbargen. Wieschen kehrte in das Haus zurück und verschlich sich in ihre Kammer. Ihre eben stark geglaubten Arme erschlafften, sie stand an ihrem Fenster und lauschte hinaus. Sie blickte auf das Geranium, wässerte es, es war in seiner Knospe noch nicht erschlossen, und sie faltete die Hände so hilflos schwach um seinen Blumentopf, als wolle sie etwas Hoffnungsloses, etwas Törichtes um das Erblühen dieser Blume erbitten. Es war, als bete sie: „Gott, laß seine Blume weiß werden. . .“

Unter dem Fenster unten im Beet standen die Glockenblumen und spielten Tropfenfall mit dem Wasser, welches Wieschen ihnen gegeben hatte. Auch über das Gesicht des Mädchens und nieder auf ihr Kleid glitt ein heißer Tropfenfall.

Am nächsten Tage ging ein Gewitter nieder. Die Berge wurden zu Flammen, die Wege zu Bächen und die Bäume zu Ruten. So gepeitscht mußte die Schwüle weichen. Als das Wetter vorüber war, mahnte Wieschen den Florentin: „Es war gestern eine Rose im Garten los, ich habe sie nur mit Bast wieder angebunden, weil ich keine Weide hatte. Es wird nicht gehalten haben gegen den Sturm.“ Sie sprach mit niedergeschlagenen Augen, weil ihr in feinsten Seele weh war, ihn damit an sein Versehen der letzten Tage zu mahnen.

Er ging und fand die Stammrose gebrochen, sie war von seinen eigenen weißen, und er saß in der Hurke davor und starrte wie zu Unfinn auf den Schaden.

Wieschen war ihm nachgekommen, legte jetzt die Hand auf seine Schulter, daß er auffuhr, und sagte ruhig zu seiner Erregung: „Wenn du wieder ganz heim kommst in deinen Garten, Florin, dann soll es um den einen Schaden nicht schlimm gewesen sein.“

„Heimkommen?“ fragte er wie von weit her.

„Hält dich einer gebunden? Hörst du irgend einem mehr an als deinen Blumen?“ Es klang, als hätte sie sich selbst genannt, und er hörte, wie sie nach ihm schrie. Sie hatte seinen Garten verwahrt, aber er wußte, was sie seinen Blumen gab, hatte sie ihm gegeben.

„Wieschen,“ sagte er leise und wie tastend, und in seiner Stimme war ein Wiederkommen und Sichheimfinden von weit her.

Sie gingen durch die Gärtnerei, die Wege standen noch voll Wasser, eine reine kühle Luft nahm ihre heißen Köpfe ein. Wieschen war mit einem leichten Kleide angetan, das Halsbord geöffnet und die Füße bloß. Sie sah in dieser Unordnung aus, als hätte sie alles andere von sich weggegeben. Es war Arbeitsstunde, aber sie mochte jetzt nicht heim. Sie wartete, daß des Florentin Stimme ihr wieder so nah kommen sollte, bis sie ganz bei ihr war. Sie fühlte

sich frei, sowohl im Geiste wie in ihrer Kleidung, und es kam ein Ausdruck glücklichen Leichtsinns in ihr Gesicht.

Er fragte sie, warum sie mit bloßem Hals und ebensolchen Füßen gehe, und sie lachte: „Weil mir warm gewesen ist über die Maßen.“

Die Drosseln sangen in den höchsten Bäumen des Gartens, ihre Lieder waren klar wie ihre Stimmen, sie sangen einander zu, und sie sangen für die Menschen, welche auf sie hörten; es klang, als riefen sie durch die köstliche Frische der Natur ein: „Bleib rein, Seele!“

Wieschen war mit den bloßen Füßen in ein Wegwasser getreten und durchwatete es. Unruhige Wellen kräuselten es bei ihren Schritten. Die jähe, fast eisige Kühle warf ihr einen blassen Schein über Gesicht und Hände. Sie atmete ein paarmal schneller zu, lachte und freute sich. Ihr Kleidersaum stieß in das Wasser, sie reckte die Arme hoch über den Kopf, als wolle sie die freie Luft niederreißen an ihre stille, enge Brust. Sie stieß dabei an ein hängendes Baumgeäst, die Zweige regneten eine Flut feiner Tropfen auf sie herab, und wie sie so über das Wasser niederlamen, hörte sich's an, als habe sich eine Perlenfette von einem bloßen Halse gelöst und das Geschmeide verlöre sich einzeln.

Der Florentin legte dem Mädchen die Hand in den freien Nacken. Sie war von der Kälte des Wassers eben durchfröstelt von einem leisen Schauern, aber er fühlte ihr die Wärme des Blutes durch die feine Haut brennen. Sie legte den Kopf zurück in seine Hand und hatte den unsinnigen Wunsch, er möge sie so halten durch Stunden und Stunden und sie langsam, langsam und immer enger an sich ziehen. —

„Bleib rein, Seele,“ sangen die Drosseln.

Er ließ aber seine Hand abgleiten, sie trat zögernd aus dem Wasser in den Weg zurück und sah ihn wie suchend an. Als er diesen Blick verstand, fragte er sie: „Soll ich denn wegbleiben von der Molterschlucht?“

Sie zuckte zusammen, als habe er vor ihren Augen die Regine angerührt. „Du sollst das Trinken lassen,“ antwortete sie.

Und der Florentin meinte ehrlich: „Ich kann es wohl sein lassen mit dem Trinken, es hört auch nicht hin. Jeder von uns muß sich sein Teil umtun, wenn es mit uns recht werden soll.“

Seine letzten Worte gaben ihr seinen Besitz wieder, sie griff gleichsam wie mit einem leisen Freudenschrei nach diesem Erkennen. Aber so gestützt auf diese Sicherheit um ihn wurde sie in demselben Augenblick schwank um sich selbst. Er hatte von neuem die Hand um ihren Hals gelegt, und sie ging die Wege mit ihm, die er sie führte. So waren sie in die Laube getreten und lehnten an dem Tisch, die Gesichter der hellen Öffnung des rankenüberwachsenen Gebäudes zugekehrt. Das feine Farbenspiel des langsam niederkommenden Abends leuchtete draußen über dem Garten, und dieser, die Hecke und die Felder dahinter und ein Strich der niedertretenden Bergfüße waren in dem Rahmen der Laube wie ein Landschaftsbild.

Im Dorf ging das Blasen einer Trompete, man hörte es oft abends, man konnte glauben, es säße ein Einsamer irgendwo und holte sich mit so einem Liede einen guten Gefellen an die Seite.

Der Dorftrumpeter hatte das „Heideröslein“ geblasen, einen Choral und das „Wir beten an die Macht der Liebe“. Wieschen legte ihre Hände zurück auf den Tisch, sie lagen auf der dunklen Platte wie einzeln abgelöste Blätter von Lilien. Ihre Pulse klopften. Sie fror mit einem leisen Zittern der Glieder, war innen aber heiß. Sie fühlte das Klopfen ihrer Pulse, meinte es zu hören, als falle es wie Hammerschlagen auf das Holz des Tisches, und als baue es an einem schlimmen Werk.

Er habe sich heimgefunden zu ihr, sagte der Florentin. Oft sei ihm gewesen er bleibe irr, wie er sich irrgelaufen hätte zu der Regine. Aber es sei nun abgetan. Es sei nur ein Taumel gewesen.

„Wie in der Sonne,“ fiel ihm Wieschen ein. „Und kommst nun wieder heim zu deiner Blume, die im Schatten steht.“ Sie sah ihn an. „Es ist kühl im Schatten, Florin.“

Der Florentin trug noch ein paar Farben her und malte weiter an dem Bilde, welches sie zu zeichnen angefangen hatte. „Es ist schon so, im Schatten hast du gestanden. Aber ich habe dich in die Sonne umgepflanzt. Ein paar Tage hat's dann geschienen, als wollest du mir abwelken —“

„Weil du dich auf die Blumen und deinen ganzen Garten vergessen hast, Florin.“ Sie sah ihn mit inniger Seele an, als er sie aber enger umfaßte, machte sie sich ängstlich los. „Still, Florin, laß mich noch ein paar Tage so in der Sonne stehen und erst ganz Wurzel haben in dem neuen Land —“

Über dem Garten lag Nebel, und sie sah den Burschen wie durch Ver-
schleierung an. Er streckte die Hand nach ihr, es war nichts Wildes an ihm in dieser Stunde, und doch fürchtete sie sich vor ihm. Sie war seiner sicher geworden mit seinem wiedergewonnenen Besitz, sie vergaß, wie sie ihn begehrt hatte, so zögerte sie nun. Sie wollte nur das Band noch einmal lockern, ehe er den Knoten anzog.

„Nur just ein paar Tage,“ bat sie leise; da ließ er sie.

Es war kein Zauberwesen heute über dem Garten, es war nichts Wildes heute umgesprungen mit dem Kley. So sagte er ganz ruhig und voll von Liebe zu dem Mädchen: „Sinn dich nur erst ganz aus über dich selbst. Es ist noch nicht das End' aller Tage, und wir können zusammenkommen, wann es uns beiden paßt.“ Er strich ihr über Haar und Backe, nahm ihre Hand und ließ sie wieder los. Sie solle nicht meinen, sagte er noch, er versteife sich eigenfinnig auf eine Idee. Sie solle nicht Angst vor ihm haben. Er sei nicht alle Abende so, wie er neulich gewesen sei. Es hätte ihn da nur gepackt. Er meine — und das halte er aufrecht —, er wolle kein so ein Eiskaltes, wie das Wieschen neulich eines gewesen wäre, bei dem einen die Gänsehaut über-
lief, das hieße, sich bei Sommerzeit eine Verkühlung ins Haus schleppen, an

der man dann sein ganzes Leben zu schnupfen hätte. Wenn er die Hand von der Braut in seine nähme und drückte, wolle er was wieder haben. Ob Wieschen ihn nun verstände?

Sie nickte mit dem Kopf, nahm seine Hand und drückte sie zuerst. So trennten sie sich.

Wieschen entschlüpfte in ihre Kammer und riegelte die Tür zu. Ihr war schwindelig, und sie fror. Sie würde einen langen Brautstand haben, dachte sie. Bis zum Oktoberersten war sie von Fette fest gedungen, dann kam für den Kley die Herbstarbeit. Vor Anfang Winter würden sie nicht heiraten. Wieschen brauchte gar nicht nachzudenken, es war ihr alles, was kommen würde, wie auswendig im Kopf. Wenn sie zu ihrem Brautstand das letzte feste Ja gesagt hatte, würde sie sich nicht mehr mucken dürfen gegen den Florentin, wollte sie ihn nicht noch einmal und ganz verlieren.

Wie sie sich entkleidete, fand sie den Saum ihres Rockes naß und beschmutzt. Sie hatte noch kein Kleid mutwillig so zugerichtet wie dieses, was war denn aus ihr geworden? Wo war sie selbst? „Wieschen!“ Sie rief sich leise beim eigenen Namen, aber sie kam nicht zurück wie sie gewesen war, stand nur da wie sie jetzt war. Mit roten Blumen zur eiteln Freude bekränzt, aber unrein in der Seele sah sie sich stehen. War es denn in Wahrheit zu spät, die geflochtenen Kränze abzureißen? Sie griff, weil ihr schwindelte, nach der Geranie in ihrem Fenster, faltete die Hände um den Blumentopf, und es war, als betete sie: „Gott, laß die roten Blumen weiß werden . . .“

* * *

Der Florentin hielt Wort. Er nahm die Arbeit wieder auf, wo er sie vergessen und gelassen hatte, und sie gewöhnte ihm den Trunk so leicht und von selber ab, daß er nicht einmal darum mit sich zu kämpfen hatte.

Es war in der Julzeit, wo das Korn zum Schnitte reif stand. Die Mäher zogen aus, und die Gesichter der Mädchen lachten aus den buntlattunenen Sommerhüten, wenn sie mit nackten Armen die Garben banden. Wieschen saß auf ihrem Nähstuhl, wie mit einem Zwirnsfaden angebunden, den durchzureißen sie noch zögerte oder zu schwach war. Sie dachte an die freieren Felder draußen, wo der Bauer im Knechtsdienst seiner Arbeit, aber als König in seinem kleinen Reiche ging. Sie sehnte sich nach dieser Arbeit und wußte, ihre schwachen Glieder würden darin erstarren.

Auch der Florentin legte sein Roggenfeld nieder, und Wieschen hörte das Surren seiner Sense und sah fremde Mädchen zu seiner Arbeit gedungen. Da hätte sie hinter ihm sein mögen, wie die Taube hinter dem Landmann, wenn er mit dem Pfluge neue Schollen über seinen Acker wirft. Sie wollte in seinem Felde die Garben binden und in der Sonne aufstellen, daß es reich aussehen sollte, wo der Florentin sein Korn geschnitten hatte! Und ihr blaßes, schmales Gesicht würde rotbackig und voll werden unter dem bunten, geblühten Sommerhut. Bei solchen Gedanken ließ sie die Hände in den Schoß sinken und mußte

von Jette angemahnt werden, daß sie für Lohn dasse. Wieschen sagte verwirrt ein entschuldigendes Wort ums Versehen und hustete leise und höhl. Sie hatte eine Erkältung im Hals, seit sie mit den bloßen Füßen gegangen war, und die Brust schmerzte mit einem tückischen Stechen. Ihre Hände wurden fiebrig feucht, wenn sie ein weißes Zeug nähte, brachte sie es nicht mehr mit der Sauberkeit heraus wie früher, und sie mußte manchmal die Nadel durch die Haarflechten stechen, wenn sie mit der alten Geschwindigkeit beim Nähen gleiten sollte.

Mit diesem Müdessein verschlief sie an einem Morgen das Aufstehen, und als Jette nach ihr sah und sie mit einem scharfen, tadelnden Wort weckte, fand sie das Mädchen krank. Sie machte die Stube dunkel und ging im Schleichschritt über die Dielen. Wieschen wehrte ihr: „Es ist nur eine Verkühlung!“ Aber Jette hatte ein Herz mit Kranken, es war ihr angeboren und gehörte zu dem Guten, das manchmal aus ihrer Natur sprach. Wie sie oft vor einem heratmen und ihm das harmlose Wort giftig anhauchen konnte, verhielt sie jetzt stundenlang ihren Atem und lauschte auf den des Mädchens, um zu wissen, wie heiß und kurz er im Fieber war. Sie räucherte mit einem feinen Duft des dampfenden Kamillentees dem Wieschen die Krankenstube aus und hielt damit den Arzt von der Schwelle. So wurden zu den paar Tagen, welche Wieschen sich zur Frist ausgebeten hatte vom Florentin, neue gelegt, und das Mädchen freute sich in diesem Zögern.

Mit ihrer Sorge um die Kranke fand Jette eine neue Liebe für das Mädchen selbst. „Ich wollt“, sagte sie ehrlich, „es würde alles noch zum Glück mit dem Kley und dir.“ Sie bat nun ab, daß sie sich in einer Zeit der Regine zugewendet habe, es sei nur Laune gewesen. Da wäre ihr keiner im Grunde so nah wie das Wieschen.

Wieschens Hände zuckten, als wolle sie Jettes Freundschaft annehmen, um die sie sich in mancher Stunde vergebens bemüht hatte, aber sie wandte heimlich und traurig den Kopf gegen die Wand, weil sie sich nun der Freundschaft und allen Lobes nicht würdig fühlte.

In dem Abwenden des Kopfes glaubte Jette ein körperliches Schwachwerden des Mädchens erkennen zu müssen. Sie stand von dem Bettrande auf, trat an das Fenster und wässerte das Geranium. Sie befühlte die dunkelgrünen Blätter, über deren Schattierungen die feinen Härchen wie ein Mehlstaub lagen. Als sie dann an das Bett zurückkam und Wieschen ihr wieder den Kopf zulehrte, sagte sie mitleidig: Ein Armes sei es, und aussehen täte es im Gesicht wie ein Geranium — so weiß.

Wieschen wunderte sich, wie Jette auf den Vergleich dachte, weil doch kein weißes Geranium irgendwo, auch nicht im Garten war; denn der Florentin pflegte nur die roten. Sie öffnete die Lippen, um sich von Jette die Erklärung zu erfragen, es kam ihr jedoch nur zu sagen in den Sinn: Ich bin aber keine weiße Blume. . . . Und auch das verschwieg sie.

Um diese gleiche Stunde ging unten die Regine durch das Haus und fragte dem Kley nach. Die Mutter Johanne verwies sie in die Gärtnerei, wo sie ihn dann suchte und nicht fand; nur sein starkes Baummesser fand sie in der Laube auf dem Tisch. Sie nahm es zu ungeduldigem, lässigem Spielen in die Hand, und weil sich ihre Gedanken neben denen um den Kley am meisten mit sich selbst befaßten, schnitzte sie ihren Namen in das Holz des Tisches, ging und ließ im Hause den Bescheid, es verlange der Molterschluchtwirt nächsten Tages den Gärtner Kley zum Heckenschneiden. Und es lasse ihn die Regine grüßen.

Der Florentin hörte dann drinnen die Bestellung und sah draußen den Namen der Regine in seinem Tisch, las und nannte ihn. Und sie fiel ihm von neuem ein, mit allem wie sie war. (Fortsetzung folgt)



Mirow

Von Helene von Krause

Der folgende Aufsatz ist dem Werke „Deutsche Erde“ Bd. II „Unter der wendischen Krone“ von Helene von Krause entnommen, das im Verlage von F. Fontane u. Co. in Berlin-Dahlem demnächst erscheinen wird.



ine freundliche Einladung lieber Verwandter veranlaßte mich eines Tages im ersten Frühling, mich auf den Weg nach Mirow zu machen. Der Name wird den meisten Menschen weltfern und unbekannt scheinen, und doch — ich will erzählen, was ich in Mirow fand.

Im bequemen Wagen der Bimmelbahn, die Neustrelitz mit Perleberg und Wittenberge verbindet, ließ ich das Landschaftsbild an mir vorübergleiten: Tannenwald, Heideland, Wiesen, denen man es ansieht, daß nur grobe, schlechte Grasbüschel darauf wachsen können. Hier und da, vom Winde der Jahrhunderte zusammengeweht, eine Sandshanze, aus der die knorrigen Wurzeln einer alten Kiefer hervorstechen, deren Wipfel sturmzerzaust sich gegen den grauen Himmel abhebt. Dazwischen ein See, dessen Spiegel vom herben Luftzug leicht gekräuselt, bleiern, wie die Wolken, die darüber hinziehen, erscheint. Dann Halt am kleinen Bahnhofsgebäude und ein Rumpeln des Wagens über das schlechte Pflaster des winzigen Städtchens. Vorbei an den unscheinbaren Häusern, mit den alten niedrigen Fenstern, an denen hier und da Raktus und Pelargonien ihre scharlachroten Blüten zwischen grünem Blattwerk zeigen, oder auch, wenn ein Fenster im Größenwahn durchaus ein Schaufenster sein will, Taschen, Hosenträger, Garnnäule, Blechlöffel, Seife und Tabakspakete in internationaler Vereinigung sich darbieten.